

Rückblick auf die Gefühlsstrukturen einer globalisierten Transformationsgesellschaft

Oder warum Nostalgie und Heimatsehnsucht nicht das gleiche sind

Jörg Dürrschmidt

Der Erwin K. Scheuch, einem der wichtigsten Theoretiker des sozialen Wandels, zugeschriebene Satz apodiktischen Charakters, dem zufolge im Osten Deutschlands die Deutschen, im Westen Deutschlands hingegen die Europäer leben¹, kann als verdichtete Programmatik der Transformationsforschung in Deutschland gelesen werden. Die Nachwendeentwicklung konnte sich demnach nur als nachholende Modernisierung im Rahmen vorgegebener und bewährter institutioneller Muster vollziehen. Transformation bedeutete somit Rückkehr auf den Normalpfad gesellschaftlichen Wandels im Rahmen des nationalstaatlich organisierten Zusammenspiels von Demokratie, Wohlfahrtsstaat und Marktwirtschaft, nach einem, zumindest in weltgeschichtlichen Maßstäben, kurzen Um- oder gar Abweg in den Versuch einer sozialistischen Modernisierung nach sowjetischem Vorbild. Die modellhafte Sogkraft der westlichen Modernisierung wurde als so überzeugend angenommen, dass angesichts eines gelingenden Institutionentransfers etwaige biographische oder mentale Defizite im Bereich der Demokratiefähigkeit oder Weltoffenheit sich schnell verflüchtigen würden, und so über kurz oder lang aus dem *homo sovieticus* der *homo economicus* werden würde.

In dieser paternalistisch-selbstbezüglichen Sicht der Dinge konnte leicht übersehen werden, dass der Mauerfall zugleich die ikonische Verdichtung einer anderen Transformation war, die planetare Ausmaße hatte und die *conditio humanitas* veränderte. Ulrich Beck² als Brückenbauer in diesen anderen Transformationskontext

1 Zit. nach Lechner, Götz: »Die doppelte Identität der Deutschen«, in: Christine Hannemann/Sigrun Kabisch/Christine Weiske (Hg.), Neue Länder – neue Sitten? Transformationsprozesse in Städten und Regionen Ostdeutschlands, Berlin: Schiler & Mücke 2002, S. 99.

2 Beck, Ulrich: Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 33f., S. 88.

sprach damals recht deutlich von einer »verspäteten Diskussion« und einem »Globalisierungsschock« in Deutschland und seinen Öffentlichkeiten. Denn es wurde klar, dass Fragen sozialer Gerechtigkeit sowie Chancen der Lebensführung von nun an kaum mehr selbst im bestgepflegten nationalen Rahmen einzuhegen sind. Vielmehr würden sich in Zukunft nicht nur Wirtschaft und Politik, sondern auch Lebensentwürfe an der fundamentalen Transformation der Lebenskoordinaten weg vom Nationalstaat und hin zur »Globalität als eine nicht hintergehbare Bedingung menschlichen Handelns« auszurichten haben.³ Globalisierung lässt die Welt hinter der sprichwörtlichen Mauer nicht nur strukturell, sondern auch geografisch offen erscheinen. Die »Multioptionsgesellschaft« ist somit nicht länger auf das schnelle Platzsichern im wiedervereinten Deutschland ausgelegt; stattdessen beinhaltet ihre Steigerungslogik in letzter Konsequenz einen in die geografische Horizontale konkretisierten »globalen Marschbefehl«.⁴ Jener »tief in die modernen Gesellschaften eingemeißelte und ins Herz des modernen Menschen implantierte Wille zur Steigerung, zum Vorwärts, zum Mehr« bekommt nun eine räumlich-globale Wirksamkeit.

Diejenigen, die tatsächlich den Chancen und Risiken dieses »globalen Marschbefehls« folgten, statt den vorgespurten Abkürzungen in den nahen Westen des wiedervereinten Deutschlands zu folgen, mögen numerisch in der deutlichen Minderheit gewesen sein. Aber für die Erkenntniskraft des Fragments im Sinne einer »forensischen Soziologie«⁵ sind sie umso bedeutsamer. Denn in den Biographien dieser Mobilitätspioniere erfahren wir etwas über die lebensweltlichen Dynamiken des Zusammenspiels von post-sozialistischer Transformation und Hyperglobalisierung, insbesondere hinsichtlich der daraus entstehenden Gefühlslandschaften zwischen Fernweh und Ostalgie, oder genauer gesagt: zwischen Weltgewinn und Heimatsehnsucht.

1. Post-Sozialistische Transformation oder Hyperglobalisierung? Die soziale Konstruktion von Nachwende-Wirklichkeiten

Um das analytische Potential der gerade genannten Unterscheidung im Gefühlshaushalt der Nachwendegesellschaft nachhaltig wirksam zu machen, müssen wir uns nochmal jener beiden gängigen Konstruktionen sozialer Wirklichkeit vergewissern, die nach 1989 die sozialen und biographischen Entwürfe rahmten.

3 Ebd., S. 34f.

4 Gross, Peter: Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994, S. 11.

5 Inglis, Tom: »Sociological Forensics: Illuminating the Whole from the Particular«, in: *Sociology* 3 (2010), S. 507–522.

Das eine Paradigma sah die Nachwendereality durch das Prisma des modernisierungstheoretisch verstandenen sozialen Strukturwandels. Demnach war Transformation nichts weiter als »Modernisierungsprozesse, deren Richtung Akteuren und Beobachtern prinzipiell bekannt ist, nämlich die nachholende Entwicklung der Institutionen von Demokratie, Marktwirtschaft und Wohlstand sowie die Ausbildung entsprechender Einstellungen und Verhaltensweisen«. ⁶ Ziel war der Umbau der post-sozialistischen Gesellschaften Mittelosteuropas nach dem »Masterplan« ⁷ ihrer Westeuropäischen Vorbilder unter der Annahme der unproblematischen Transferierbarkeit von deren erprobten Basisinstitutionen im Bereich politischer, ökonomischer und wohlfahrtsstaatlicher Steuerung. Dabei war die Überzeugung einer kalkulierbaren zeitlichen und linearen Abfolge des Umbaus der Gesellschaft von allem im Bereich der Geldwirtschaft, über den Arbeitsmarkt und bis hin zum Wohnungsmarkt, aber auch im Bereich der rechtlichen und politischen Neuordnung so groß, dass zwischenzeitlich eher von »Transitionsgesellschaften« ⁸ oder »countries in transition« ⁹ gesprochen wurde. Schnell wurde aber auch klar, dass diese Vorstellung von Transformation als Transition mit einer klaren Stufenfolge vom Ausgangspunkt (autoritäre Planwirtschaft) hin zum Endzustand (demokratische Marktwirtschaft) mit einer kurzen wenn auch schmerzhaften intermediären Phase nicht zu halten war, weil sie »eine Normalität [implizierte], die der Sache nicht gerecht wird« ¹⁰. Zum einen, weil die globalen Rahmenbedingungen für die »nachholende Modernisierung« andere waren als zu Zeiten der Konsolidierung des westeuropäischen Vorbilds, und zum anderen, weil das »sozialistische Erbe« ¹¹ in seiner nachhaltigen Weiterwirkung, insbesondere im lebensweltlichen Bereich, unterschätzt wurde.

Damit eröffnete sich das Steuerungsparadox des Umbaus der post-sozialistischen Transformationsgesellschaften nach dem Vorbild eines »Gebäude[s]... für das der Bauplan verloren gegangen war« ¹². Nichtsdestoweniger blieb der politische

-
- 6 Zapf, Wolfgang/Habich, Roland: »Die sich stabilisierende Transformation – ein deutscher Sonderweg?«, in: Hedwig Rudolph (Hg.), Geplanter Wandel, ungeplante Wirkungen. Handlungslogiken und -ressourcen im Prozess der Transformation, Berlin: edition sigma 1995, S. 137–159, hier S. 137.
 - 7 Fassmann, Heinz: »Regionale Transformationsforschung. Theoretische Begründungen und empirische Beispiele«, in: Beiträge zur Regionalen Geographie 44 (1997), S. 30–45, hier S. 32f.
 - 8 Beyme, Klaus v.: »Die Grenzen der Steuerungstheorie. Transformationsprozesse in Osteuropa«, in: Hedwig Rudolph (Hg.), Geplanter Wandel, ungeplante Wirkungen, S. 62–78, hier S. 65.
 - 9 Müller, Klaus: »Countries in Transition«. Entwicklungspfade der osteuropäischen Transformation«, in: Osteuropa 10 (2001), S. 1147–1167, hier S. 1147.
 - 10 H. Fassmann: »Regionale Transformationsforschung«, S. 31.
 - 11 Ebd.
 - 12 K. von Beyme: »Die Grenzen der Steuerungstheorie«, S. 62.

Konvergenzdruck in Richtung westeuropäisches Vorbild in den Transformationsgesellschaften hoch, so dass aus dem Übergang in die »offene Gesellschaft« realiter eine eher »geschlossene Transformation«¹³ wurde. Für die Ostmitteleuropäischen Gesellschaften Ungarns, Polens und Tschechiens blieb dabei im durch das Narrativ der »Rückkehr nach Europa« legitimierten Anpassungsprozess an den »gemeinschaftlichen Besitzstand« der EU vergleichsweise viel Manövrierraum und Verhandlungsmasse.¹⁴ Die ostdeutsche Transformationsgesellschaft hingegen durchlief das »gesellschaftliche Großexperiment der Wiedervereinigung«, das im Nachgang als »big bang«¹⁵ gut beschrieben ist. Mit dem Narrativ der »grundgesetzlichen Verpflichtung zur Wiedervereinigung« wurde eine quasi-simultane Übernahme des politischen Systems, der Währung, der Wirtschaftsordnung und des Wohlfahrtsstaates nach westdeutscher Bauart legitimiert. Dieser »kurze harte Schock auf dem Wege zu Wohlstand und Stabilität« war gut geeignet, Reformblockaden institutioneller und mentaler Art zu brechen und den eingeschlagenen Transformationsweg als alternativlos erscheinen zu lassen.¹⁶ Die sozialen und lebensweltlichen Kosten dieses »Sonderwegs« allerdings waren hoch. Viele Ostdeutsche fühlten sich nach einer kurzen Phase der Euphorie weniger »als Sieger einer Revolution, sondern als Konkursmache unter neuem Management«¹⁷. Belohnt wurden diejenigen, die sich schnell mit biographischem Bruch, Deklassierung, Neuanfang und schneller Integration in die übernommenen Verhältnisse anfreunden konnten, also bereit und vor allem vorbereitet waren zur »Überidentifikation«.¹⁸ Dies wiederum war insbesondere jene Alterskohorte, die nicht nur durch innere Skepsis und Abkehr vom realexistierenden Sozialismus ostdeutscher Prägung, sondern vor allem durch mediale Orientierung Richtung Westen als »Generation der Distanzierten« (Jahrgänge 1991–75) »eine kulturelle Nähe zu ihren Altersgleichen in der Bundesrepublik« mitbrachte und somit »Startvorteile in das wiedervereinigte Deutschland« hatte.¹⁹

13 Vgl. Neunhöffer, Giesela/Schüttelpelz, Anne: »Offene« und »geschlossene« Transformation. Von peripheren und noch peripheren Kapitalismen in Osteuropa«, in: PROKLA 128 (2002), S. 377–398 [Herv. J.D.].

14 K. Müller: Countries in Transition, S. 1163f.

15 Hettlage, Robert: »Ausbrüche und Aufbrüche aus der »eingelebten« Sicherheit«, in: Soziologische Revue 38 (2015), S. 323–335, hier S. 324 u. 326.

16 Offe, Claus: Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformation im Neuen Osten, Frankfurt a.M.: Campus 1994, S. 29 u. 35.

17 Ebd., S. 35.

18 Vgl. Soldt, Rüdiger: »Die wahren Wendegewinner. Warum die »innere Einheit« nur im Westen funktioniert«, in: Tanja Busse/Tobias Dürr (Hg.), Das neue Deutschland. Die Zukunft als Chance, Berlin: Aufbau Verlag 2003, S. 110–135, hier S. 110 u. 112.

19 Lindner, Bernd: »Die Generation der Unberatenen: zur Generationenfolge in der DDR und ihren strukturellen Konsequenzen für die Nachwendezeit«, in: Annegret Schüle/Thomas Ahbe/Rainer Gries (Hg.), Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive: eine Inventur,

Aus der Gesamtschau des post-sozialistischen »kurzen Sonderwegs« heraus muss »Ostalgie« allerdings als strukturell vorprogrammiert erscheinen. Statusverfall im Sinne einer »rückwirkenden Entwertung [von] Lebensarbeit« für viele, vorauseilender Gehorsam bis zur Selbstaufgabe oder gar »Selbstkolonisierung«, Reduktion des eigenen Beitrags zur Wiedervereinigung auf die sprichwörtliche »Chaosfähigkeit« der Ossis²⁰ – all das ruft nach einer mentalen Brücke zur Bewältigung der Kluft zwischen objektiver Modernisierung und (inter-)subjektiver Platzierung. Das Bedürfnis, seine *ganze* Biographie nicht nur in Anführungsstrichen und erklärenden Fußnoten zu erzählen und als Schicksalsgemeinschaft aus der schweigenden »Duldungsstarre« des »Sonderwegs« herauszutreten in die aktive Differenzmarkierung zur westdeutschen Deutungshoheit über die Wiedervereinigung ist allerdings mehr als borniert-rückwärtsgewandte »Zonensucht«.²¹ Sie kann auch als Beitrag zum fortschreitenden »postsozialistischen Normalisierungsprozess Ostdeutschlands« verstanden werden.²² Als solches ist sie nicht nur eine »Erinnerungs- und Identifizierungs-Prothese«, die hilft, eine latente »öffentliche Diskreditierung« von DDR-Vergangenheit psychisch zu verarbeiten. Sie ist auch eine Art Brückenschlag in Richtung wiedervereinigtes Deutschland, insofern ästhetisierte Formen der Rückbesinnung, beispielsweise in Form des Films *Good Bye Lenin* oder des Buchs *Zonenkinder*, ein konviviales Angebot zur Normalisierung der Vorstellungswelten über Ostdeutschland sind. Und nicht zuletzt ist die reflexiv-kritische statt restaurative Auseinandersetzung mit der ostdeutschen Herkunft eine selbstbestimmte Strategie des »Ankommens im Westen«, angesichts dessen, dass der dominante Diskurs den Ostdeutschen die »Anerkennung [von] Westlichkeit« immer nur »auf Probe« vergibt²³ (ganz im Sinne des Eingangszitats von Erwin K. Scheuch über die Habitate der Deutschen und der Europäer).

Während also aus der Perspektive der post-sozialistischen Transformationsforschung die »Rückkehr nach Europa [...] der Zeitgeist des Umbruchs nach 1989 [war]«²⁴, wird ebendieser »Zeitgeist of the 1990s« aus anderer Perspektive für die Globalisierung reklamiert, verstanden als »that deepening interconnectedness [which]

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2006, S. 93–112, hier S. 97ff.; R. Soldt: »Die wahren Wendegewinner«, S. 112.

20 Beyme, Klaus v.: »Der kurze Weg Ostdeutschlands zur Vermeidung eines erneuten Sonderwegs. Die Transformation Ostdeutschlands im Vergleich der postkommunistischen Systeme«, in: Berliner Journal für Soziologie 3 (1996), S. 305–316, hier S. 305, 310 u. 312f.

21 Vgl. Bisky, Jens: »Zonensucht. Kritik der neuen Ostalgie«, in: Merkur 2 (2004), S. 117–127, hier S. 117f. u. 122f.

22 Boyer, Dominic: »Ostalgie. Oder die Politik der Zukunft in Ostdeutschland«, in: Deutschland-Archiv 39 (2006), S. 690–703, hier S. 701.

23 Vgl. ebd., S. 698 u. 701–703.

24 K. Müller: Countries in transition, S. 63.

was fundamentally transforming the nature of human society«²⁵. Insbesondere dort wo der neoliberale Geist der Globalisierung, verkörpert durch Reisefreiheit, Internet und Finanzmarktderegulierung, auf das kulturelle und narrative Vakuum der implodierten totalitären Regimes trifft, erzeugt diese historisch einzigartige Konstellation »an enormous sense of temporal acceleration and spatial compression«²⁶. Gerade hier trifft dann auch die Bezeichnung der 1990 als Periode der »high globalization«²⁷ zu. Diese kann als Periode gesellschaftlicher Entwicklung charakterisiert werden, die von einem Geist utopischer Möglichkeiten und Projekte getragen wird, die durchaus realisierbar scheinen aufgrund eines neuen Zugriffs auf die Welt, ermöglicht durch neue Transport- und Kommunikationsmittel. Im Kern bedeutet die Hyperglobalisierung also eine »new global cultural economy«, deren Reproduktionslogik sich einer institutionellen und territorialen Ordnung im herkömmlichen Sinne weitestgehend entzieht. Sie lockert die Bindung von Identitäten an Orte sowie Territorien und lässt umgekehrt den Horizont möglicher Lebensentwürfe nicht nur medial erweitert erscheinen, sondern in seinem geografischen Zugriff auch als realisierbar.²⁸

Für diejenigen, die es schafften, aus den Transformationsgesellschaften und über diese hinauszuschauen, eröffnete sich eine in großem Maßstab neu zu sortierende globale Gesellschaft, die nicht der Logik des Institutionentransfers folgte, sondern Innovation honorierte, in der nicht nachgeholt werden musste, sondern neu angefangen werden konnte, und in der die ideologische Herkunft wenig, Leistung hingegen viel galt. Sie trafen auf eine Gesellschaft, die nicht den Lebensmodus der passiven Anpassung honorierte, sondern vom Geist des »new individualism« durchweht war. Die also eine Lebenseinstellung protegierte, welche für das Wagnis des Lebens in entgrenzten Verhältnissen bereit war und hierzu eine entscheidende Schlüsselqualifikation mitbrachte: nämlich aktiv Balance halten zu können zwischen »the realization of self-fulfilment as well as the cultivation of self-limitation«.²⁹

Diejenigen unter den ostdeutschen Mobilitätspionieren, die vor dem Hintergrund dieser sich überlagernden gesellschaftlichen Veränderungen von post-sozialistischer Transformation und Globalisierung den Weg in die weite Welt statt in den nahen Westen gegangen sind, mögen tatsächlich den besonderen Stimmungsraum

25 Rosenberg, Justin: »Globalization Theory. A Post Mortem«, in: *International Politics* 42 (2005), S. 2–74, hier S. 2.

26 Ebd., S. 6.

27 Appadurai, Arjun: *Fear of Small Numbers. An Essay on the Geography of Anger*, London: Duke U.P. 2006, S. 2.

28 Appadurai, Arjun: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis: Univ. of Minnesota Press 1996, S. 49 u. 53f.

29 Elliott, Anthony/Lemert, Charles: *The New Individualism: The Emotional Costs of Globalization*. Revised edition, London: Routledge 2010, S. 12f.

einer historischen Situation gespürt haben, deren Momentum genutzt werden wollte.³⁰ Dass sie nach 1989 eher der Inklinaton des oben erwähnten »globalen Marschbefehls« folgten, statt ihren Platz in den vorgespurten Lebensmustern des ostdeutschen »Sonderwegs« einzunehmen, macht sie zugleich zu Pionieren des »new individualism«. Platz und Zeit für Ostalgie oder andere Formen der Nostalgie war da anscheinend nicht. Aber dass sie die global offene Gesellschaft ohne Netz und doppelten Boden und ohne einen welterprobten Habitus betraten, macht sie wiederum prädestiniert für die Erkundung der Gefühlslandschaften, die sich in dieser ins Globale gesteigerten Spannung zwischen Weltgewinn und Heimatverlust aufzutun konnten. Denn sie mussten schneller lernen als andere, Neugier auf die Welt und Sorge um eine sichere alltagsweltliche Basis ins Gleichgewicht zu bringen. Und sie haben hier vermutlich auch die größeren Amplituden bewältigt.

2. Späte Reise

Joochen Laabs hat diesen ostdeutschen Mobilitäts- und Individualisierungspionieren eine belletristische Signatur gegeben. In seinem Roman *Späte Reise* begegnen wir dessen Hauptfigur, einem Dresdener Verkehrsingenieur, auf dem Weg zu seinem ersten transatlantischen Flug. Er brennt darauf, die langehegte Überzeugung – »Es gibt die Welt damit sie einem zur Verfügung steht!«³¹ – in die Tat umzusetzen. Der Moment des flugtechnischen *boarding* steht dabei als Bild für den nicht ganz einfachen Prozess des sozialen *onboarding* in die globale Gesellschaft:

»Ich schämte mich nachträglich, dass ich im letzten Moment meine Befürchtung, für mich bliebe kein Platz, nicht gezügelt und unmittelbar vor dem Eintritt meinen Schritt beschleunigt hatte, um die beiden Männer zu überholen. Die schlenderen in saloppem Sommerzwirn, jeder eine Hand in der Hosentasche, den Ellenbogen abgewinkelt und als seitliche Sperre ausgestellt, halb vor, halb neben mir den filzbelaggedämpften Gang entlang. Ohne eine Spur von Anspannung. Business-Class-Reisende eben. Als sie unversehens ins Taumeln kamen, links eine Hand breit freigaben, sah ich meine Gelegenheit gekommen, setzte ich zum Überholschritt an und wurde kopfüber nach vorn gerissen. Mein Fuß fuhr ins Leere und stieß dann mit solcher Wucht auf den Boden, dass es mir die Wirbelsäule zusammenstauchte. Ich hatte in meiner Anspannung übersehen, dass sich der Gang absenkte, wodurch auch die beiden aus dem Tritt geraten waren. Die Tasche in meiner Hand schlug wild aus. Holala, rief mir einer der Männer, wahrscheinlich der,

30 Vgl. J. Rosenberg: Globalization Theory, S. 59.

31 Laabs, Joochen: *Späte Reise*, Göttingen: Steidl 2006, S. 40.

dessen Ellenbogen ich noch in meinen Rippen spürte, fröhlich hinterher. Ich drehte mich nicht um, schon weil ich damit zu tun hatte, nicht lang hinzuschlagen.«³²

Der Leser kann die bis in die Körperlichkeit hineingehende Ambivalenz zwischen der euphorischen Inanspruchnahme des Zugangs zur offenen Gesellschaft in einem noch keineswegs weltläufigen Habitus gut nachempfinden. Letzteren auszuprägen gelingt dem Romanhelden zunehmend in der täglichen Bewältigung der kleinen (Luftigkeit des Toastbrots) wie großen (Navigieren eines Autos in der Metropole San Diego) Herausforderungen des amerikanischen Alltags. Doch parallel zur zunehmenden Weltgewandtheit bricht sich ein bisher unbekanntes Gefühl Bahn: nämlich die Sorge, die immer größer werdende Distanz zwischen ostdeutscher Herkunft und großer Welt »nie wieder zurück zu schaffen«³³. Und so steht am Ende des Romans der reflektierte Entschluss zur Heimkehr, nicht als Scheitern an der provinziellen Herkunft oder an der doch zu großen Welt, sondern als Zukunftsprojekt, das beide Momente in einer erweiterten Heimat zusammenbringt: »Ich werde nach Hause zurückkommen, und es wird weitergehen mit unserer Arbeit. Aber nun in großem Zugriff«.³⁴

Laabs' Roman lässt uns im Unklaren darüber, ob der Entschluss zur Umkehr und der Traum einer global angereicherten Heimat letztlich gelingen wird. Für uns ist dies Anlass, das Narrativ der Um- und Heimkehr anhand einer empirischen Fallstudie aufzunehmen und analysierend zu Ende zu erzählen.³⁵

3. Einmal Global City und zurück

Die Geschichte des Zugangs zur großen Welt, die Daniela und Stefan³⁶ erzählen, ist jener des Romanhelden aus der *Späten Reise* nicht unähnlich, unterscheidet sich aber an zwei Punkten. Im Unterschied zum Romanhelden gehören sie zur »nicht mehr eingestiegenen« oder »distanzierten« Generation, der im Zuge der Wendeerfahrungen das Loslassen der alten Verhältnisse und der flexibel-pragmatische Umgang mit den neuen wohl am besten gelang.³⁷ Innerhalb dieser Generation wiederum gehören sie nicht zu denen, die zur oben erwähnten »Überidentifikation« mit

32 Ebd., S. 7f.

33 Ebd., S. 224.

34 Ebd., S. 311 [Herv. J.D.].

35 Vgl. hierzu und zu den nachfolgenden Ausführungen in mehr analytischer Tiefe und ethnografischer Breite Dürschmidt, Jörg: Rückkehr aus der Globalisierung. Der Heimkehrer als Sozialfigur der Moderne, Hamburg: Hamburger Edition 2013.

36 Fiktive Namen und zugleich als biographischer Fall zu verstehen, über den die lebensweltliche Logik der ostdeutschen Mobilitätspioniere entschlüsselt werden soll.

37 Lindner, Bernd: Die Generation der Unberatenen, S. 93–112, hier S. 105f.

dem bundesdeutschen nahen Westen neigten. Vielmehr bringen sie sehr deutlich die von Justin Rosenberg beschriebene lebensweltliche Fliehkraft zum Ausdruck, die aus der Überlagerung aus post-sozialistischer Implosion und Hyperglobalisierung entstehen kann.

Beide sind zum Zeitpunkt des Mauerfalls fast fertig mit dem Studium im Bereich Sprachen bzw. Geisteswissenschaften. Im unruhigen Wendejahr bringen sie ihr jeweiliges Studium zu Ende, orientieren sich in diesem Prozess aber schon etwas um. Statt sich mit der Aussicht auf Kontinuität in Lehramt und Promotion zu begnügen, werden die Kenntnisse und Netzwerke erweitert in Richtung freiberufliche Übersetzerin und freiberuflicher Journalist, und aus der thüringischen Universitätsstadt geht es in das nahe fränkische Pendant. Ergänzt wird diese Neupositionierung mit einem Abstecher nach London, um die Umgangssprache der offenen Gesellschaft aufzupolieren. Wenig später könnten sich die angehende Lehrerin und der festangestellte Rundfunkredakteur in der Bilanz als ›Wendegewinner‹ betrachten, die es geschafft haben, im ›nahen Westen‹ unweit der thüringischen Heimat Fuß zu fassen. Aber die Bekanntschaft mit London hat in beiden etwas ausgelöst, das Stefan so beschreibt:

»Also nachdem ich dann da in London war, gleich in der U-Bahn vom Flughafen in die City, da dachte ich, das ist es, das ist was ganz Besonderes. Das ist nicht Nürnberg bloß größer, sondern das ist eben London, große Welt. Das war genau diese Freiheit und Internationalität, die man in seinem Leben nie mitgekriegt hat.«

Und so ist das Paar in wiederum nicht allzu langer Zeit, mittels Erweiterung der eigenen Qualifikationen und Netzwerke und über die Zwischenstationen Leeds und York, Mitte der 1990er in London angekommen. Immer gilt auf diesem Weg das Prinzip der gegenseitigen ausschließlichen Verlässlichkeit einer Bergsteigersellschaft. Hat der eine einen gut bezahlten Job, bildet sich die andere weiter, hat sie hingegen beruflich Fuß gefasst, kann er sich nochmal beruflich umorientieren. Und so leben am Ende dieses – in Lebenszeit gemessen – immer noch rasanten Ein- und Aufstiegs in die ›global cultural economy‹ nicht nur beide zusammen in London, sondern beide gehen nach eigenem Bekunden ihren Traumjobs nach: Daniela als freie Übersetzerin für Verlage und Fernsehen, Stefan als *travelling researcher* für einen TV-Sportsender. Bald komplettiert der in London geborene Sohn das Gefühl des Angekommenseins in einem der Gravitationszentren der Weltgesellschaft. Zumal beide mittlerweile die beiden wichtigsten mentalen Voraussetzungen für das Leben im ›Weltinnenraum des Kapitals‹ internalisiert haben: Herkünfte und Zugehörigkeiten herunterspielen; Eigenleistung zelebrieren.³⁸ Daniela sagt stell-

38 Vgl. Sloterdijk, Peter: Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2006, S. 89 u. 327.

vertretend zum ersten Aspekt: »Wenn wir uns vorgestellt haben, dann haben wir immer gesagt: We come from a country that doesn't exist anymore.« Und zum Aspekt des in selbstverständlicher Überzeugung gelebten ›new individualism‹ referiert Stefan:

»Also das ist ja bei uns nicht wie bei einer Großbank oder so, wo du für ein Jahr nach London versetzt wirst. Sondern das ist ja alles selbst gemacht, selbst gewollt, selbst ausgesucht. Da ist nichts vorgegeben. Und das ist so typisch für uns, weil wir es gewohnt sind, alles selber zu machen, und auch gar keine anderen Ansprüche oder Erwartungen in der Hinsicht haben.«

Solcherart äußerlich und innerlich gut in der ›global city‹ und den »roaring nineties«³⁹ angekommen, ist schwer vorstellbar, was hier zur Umkehr bewegen soll. Und doch sind beide ab 2003 wieder in Berlin und einige Jahre später, zum Zeitpunkt des Interviews, dort bereits »wieder ganz gut angekommen«, wie beide unisono formulieren. Weiter ausbuchstabiert meint dies »Ankommen«: Sie leben in einem der besseren Westberliner Stadtteile mit Vergangenheitsspuren anglo-amerikanischer Besatzung, haben sich mit einem Netzwerk von anderen ›Expatriates‹ umgeben und haben einen »English-Speaking Football Club« aus dem Boden gestampft, in den zum Stolz der beiden auch zwei ehemalige deutsche Nationalspieler ihre Kinder bringen. Auch dass Daniela nun an einer internationalen Schule unterrichtet und Stefan weiterhin als Freischaffender im Bereich Sport und Medien unterwegs ist, passt ins Bild einer gelingenden Berliner Heimat, angereichert und erweitert durch die Nachwirkungen der Global City.

In der Begründung der Umkehr sind kontingente Anlässe von strukturell angelegten Verursachungen zu differenzieren. Anlässe zur Umkehr gibt es einige wie z.B. die mit der nahenden Einschulung drängender werdende Entscheidung über die Vor- und Nachteile der Bildungsperspektiven des Sohnes in London oder Deutschland, aber auch die Fragen nach den sich anbahnenden Pflegearrangements für die im Thüringischen verbliebenen Großeltern. Bei den Verursachungen drängt sich zunächst der bekannte »escalator effect«⁴⁰ der Global City auf. Demnach zieht es gerade junge Leistungsindividualisten aus aller Welt am Beginn ihrer Karriere in urbane Zentren wie London. Hier erwerben sie im Hocharbeiten in der verdichteten Chancenstruktur der Metropole jenes Human- und Sozialkapital,

39 Als Bezeichnung für die Aufbruchstimmung der 1990er Jahre im Zeitgeist neoliberaler Globalisierung, vgl. hierzu: Steger, Manfred B./James, Paul: *Globalization Matters. Engaging the Global in Unsettled Times*, Cambridge: Cambridge U.P. 2019, S. 4f.

40 Conradson, David/Latham, Alan: »Escalator London? A case study of New Zealand Tertiary Educated Migrants in a Global City«, in: *Journal of Contemporary European Studies* 2 (2005), S. 159–172.

dessen ökonomische und soziale Aufstiegsrendite sie dann bei Rückkehr in die Heimat einstreichen.

Diese Dynamik ist auch für Daniela und Stefan nicht von der Hand zu weisen. Es sind aber drei in der Struktur der Lebenswelt verankerte Dynamiken, die zur Begründung von Umkehr und Heimkehr durch sie selbst herangezogen werden. Wobei die erste, die wir als ›Sättigung am Globalen‹ bezeichnen könnten, eine gewisse Affinität mit dem »escalator effect« hat. Insbesondere Stefan in seinem Job als *travelling researcher* für einen globalen Sportsender lebt oberhalb einer durch Kommunikations- und Transportmedien generierten ›Mobilitätsschwelle‹. Jenseits dieser Schwelle beginnt ein globaler ›hyper-space«⁴¹ in dem Differenzen und Differenzierungen verschwimmen. Was er in seiner ersten Fahrt mit der Londoner U-Bahn noch als ungeheure persönliche Bereicherung erfahren hatte, wird zunehmend als trivial wahrgenommen: »Ich bin ja praktisch zehnmal um die ganze Welt gereist, aber beim fünften Mal Hong Kong ist das dann auch nicht mehr so toll.« Und so greift auch hier das Grundmuster von nachlassender Begeisterung, das offenbar für jegliche technische und soziale Neuerung typisch ist: Auf eine Phase der fantastischen Utopien folgt eine Periode intensiven Experimentierens, nur um letztlich in Banalisierung überzugehen.⁴²

Dem korrespondiert die Suche nach gelingender »Alltagsterritorialität«⁴³ unterhalb dieser ›Mobilitätsschwelle‹. Sie entwickelt sich aus der Einsicht, dass die auf Optionen ausgerichteten Netzwerke der hypermobilen Leistungsindividualisten nicht wirklich tauglich sind für Unterstützung in der Routine des Alltags, geschweige denn in möglichen Lebenskrisen. In Danielas Worten: »Also wir hatten da [in London] ein tolles Netzwerk, aber da alt zu werden, also wirklich richtig alt, das konnte ich mir nur schwer vorstellen.« Das etwas nüchterne Wort der »Alltagsterritorialität« hingegen steht für das Versprechen von weitestgehend selbstbestimmter Inklusion in die Routinen eines Alltagsmilieus mit all seinen Ambivalenzen. Es schafft einen Sinn von Vertrautheit und selbstverständlicher Zugehörigkeit, aber nur für diejenigen, die bereit sind, sich langfristig auf die Besonderheiten eines solchen Milieus einzulassen und in guten wie in schlechten Zeiten dabei zu sein. Erst wer sich der »Logik der Partizipation« und der »Ortstreue« unterwirft, wird vom »Bewohner« mit Adresse und Infrastruktur zu einem »Einwohner«, dem das lokale

41 Tomlinson, John: *Globalization and Culture*, Cambridge: Polity 2008, S. 132.

42 Vgl. Bruckner, Pascal: *Ich kaufe, also bin ich: Mythos und Wirklichkeit der Globalen Welt*, Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg 2004, S. 210f.

43 Hannerz, Ulf: »Where We Are and Who We Want to Be«, in: Ulf Hedetoff/Mette Hjort (Hg.), *The Postnational Self: Belonging and Identity*, Minneapolis: Univ. of Minnesota Press 2002, S. 217–232, hier S. 219.

Milieu eine gewisse soziale Immunität verschafft.⁴⁴ Stefan beschreibt diesen Prozess des Übergangs in den Alltagsmodus des »Einwohnens« so:

»Aber das Angekommen-Sein ist, wenn du dann wirklich, wie wir jetzt [in Berlin] in der Lage sind, wenn du jetzt das Telefon nimmst, sagen wir mal dir geht's schlecht oder dies oder jenes, oder du hast irgendwie andere Sachen, Probleme, und hast dann Leute, die kannst du anrufen, und du weißt, es ist jemand da, und da sind Leute um die Ecke, unsere Freunde, da kannst du jetzt einfach mal hin, oder bringst unseren Sohn da mal hin, der kann da mal übernachten, ja, und solche Sachen eben.«

Der dritte Anstoß zur Umorientierung in Richtung Heimkehr ergibt sich aus der zeitlichen Dynamik der ›Generativität‹. Sie ist mehr als das faktische Eingebunden-sein des Individuums im Generationenzusammenhang der Familie, insofern sich der Impuls, nachhaltig etwas an die eigenen Kinder weiterzugeben oder an die eigenen Eltern zurückzugeben, insbesondere in Lebensphasen meldet, in denen Bilanzierungen anstehen.⁴⁵ Insofern diese Fragen der ›Generativität‹ immer auch mit Reflexion auf die nachhaltige Wirkung der sozialisatorischen Herkunft verknüpft sind, ist es nicht verwunderlich, dass auch in einem Milieu, welches die Fragen der kulturellen Herkunft und nationalen Zugehörigkeit auf dem Weg in die globale Gesellschaft in den Hintergrund drängen konnte, diese sich nun umso vehementer stellen. Daniela erinnert sich wie folgt:

»Als wir in London gewohnt haben, wars dann halt immer so zu typischen, so Zeiten, wo man dann die Familie trifft, wie Weihnachten eben, da hab ich immer irgendwie gemerkt, man gehört dann doch nicht so hundertprozentig dazu, weil dann alle [in den Londoner Netzwerken] so ihr eigenes Ding gemacht haben [...]. Und ich hab mir dann auch überlegt, ja wie das für unser Kind wohl mal ist, wenn er seine Großeltern eigentlich nie so richtig kennenlernt oder Zeit mit denen verbracht hat. Und es war einfach für mich auch schwierig, so aus der Ferne mich um so was zu kümmern. Zudem wars aber auch wirklich so, du wolltest deinem Kind halt irgendwas von deiner Kultur mitgeben. Und langsam, oder plötzlich hattest Du wieder Interesse an so deutschen Sachen.«

Den Rekurs auf die Sozialisationskraft der Deutschen Weihnacht könnten wir als typisches Beispiel für die »nationalization of trivialities«⁴⁶ stehen lassen. Sie greift

44 Vgl. P. Sloterdijk: Im Weltinnenraum des Kapitals, S. 402f.

45 Bertaux, Daniel/Thompson, Paul: »Introduction«, in: Dies. (Hg.), *Between Generations: Family Models, Myths & Memories*, London: Transaction Publishers 2005, S. 1–12, hier S. 7.

46 Anders Linde-Laursen zit. in Löfgren, Orvar: »The Nationalization of Anxiety: A History of Border Crossings«, in: Ulf Hedetoft/Mette Hjort (Hg.), *The Postnational Self: Belonging and Identity*, Minneapolis: Univ. of Minnesota Press 2002, S. 250–274, hier S. 259.

immer dann, wenn über rituelle Symboliken Abstände nationaler Zugehörigkeiten hergestellt werden, die im Alltagsvollzug einer Weltgesellschaft nicht mehr aufrechterhalten werden können. Wir könnten hier aber auch Anzeichen von »reflective nostalgia«⁴⁷ sehen, die über den Preis der hart erkämpften Zugehörigkeit zur »global cultural economy« ins Nachdenken kommt.

4. Nostalgie, Heimatsehnsucht und Ressentiment – die innere Bewältigung der Heimkehr

Um nicht jedes Verlangen nach kultureller Verortung und alltagsweltlicher Heimat vorschnell mit Nostalgie gleichzusetzen, bietet sich der Rückgriff auf ein 1989 erschienenes Essay mit dem richtungsweisenden Titel *In Defense of Homesickness* des dänisch-amerikanischen Soziologen Jonathan Schwartz an. Die Gefühlslagen der Nostalgie und des Heimwehs (»homesickness«) sind demnach verwandt, aber eben nicht identisch. Während die erste ihre Wurzeln im Nachtrauern des Verlusts von Gemeinschaft im Zuge der Modernisierung hat, ist letztere ein Kind globaler Identitätsbildung. Sie speist sich aus dem »paradox of local and global identity«.⁴⁸ Demnach gilt, je mehr wir in der weiten Welt zu Hause sind, desto mehr sehnen wir uns nach den Gerüchen, Stimmungen, Selbstverständlichkeiten einer konkreten Heimat. Schwartz' Überlegungen idealtypisch verdichtet gegenübergestellt,⁴⁹ ist Heimweh die Sehnsucht nach konkreter Zugehörigkeit zu einem Alltagsmilieu (»belonging to«), während Nostalgie die diffuse Sehnsucht nach einer unwiederbringlichen Vergangenheit hegt (»longing for«). Wer Heimweh spürt, kann sich auf die Suche nach dem Ort und den sozialen Beziehungen machen, die das Bedürfnis nach konkreter Zugehörigkeit befriedigen (»search«), wohingegen sich der Nostalgiker nach einer nicht greifbaren Vergangenheit verzehrt (»yearning«). Heimweh treibt an zur nach vorne gerichteten lebensweltlichen Arbeit an einer möglichen, aber nie vollendbaren Heimat (»future perfect known as home«), während Nostalgie sich an eine von selektivem Vergessen durchlöchernten Vergangenheit klammert (»return to a receding past«).

Man müsste »homesickness« besser mit *Heimatsehnsucht* denn als Heimweh übersetzen, um die volle Bedeutung hinter den beiden entscheidenden Feststellungen in Schwartz' Essay zu erschließen: »homesickness is the means for telling each other where we *really* belong« und »homesickness is the stuff which culture is

47 Legg, Stephen: »Review essay. Memory and Nostalgia«, in: *cultural geographies* 11 (2004), S. 99–107.

48 Schwartz, Jonathan M.: *In Defence of Homesickness. Nine Essays on Identity and Locality*, Copenhagen: Akademisk Forlag 1989, S. 11f. u. 27.

49 Vgl. hierzu ausführlicher J. Dürrschmidt: *Rückkehr aus der Globalisierung*, S. 186f.

made of«. ⁵⁰ Auch wenn es so aussehen mag, als wenn erst die Globalisierung dieses Paradox zwischen Weltoffenheit und Heimatbedürfnis zum Vorschein bringt, so verweist uns Schwartz doch gleichsam auf den anthropologischen Kern von Heimatsehnsucht. Dieser kann mit Plessner in der »exzentrischen Positionalität« ⁵¹ des Menschen gesehen werden. Sie beschreibt die für den Menschen wesensmäßige doppelte Ausrichtung des Lebens auf ein leibzentriertes Hier und Jetzt einerseits und davon Abstand nehmender Sinnsuche am Horizont offener Möglichkeiten andererseits, aus der sich eine »konstitutive Heimatlosigkeit« ergibt. In ihr liegt der Zwang zur »Lebens-Führung« begründet. Der Mensch muss sich künstlichen Boden unter die Füße stellen über den »Umweg« moralischen Fragens – »Wie will ich leben? Wie komme ich mit dieser Existenz zu Rande?« – und über das darauf aufbauende »Schaffen klarer Verhältnisse« zu seinen Mitmenschen. Im Zwang zur »Lebens-Führung« liegt nach Plessner die Chance, das Leben tatsächlich in eine stimmige Balance zu bringen. In ihm liegt aber auch die Wahrscheinlichkeit begründet, dass vor dem »Horizont von Möglichkeiten des auch anders sein Könnens« das eigene Leben immer wieder im Spannungsfeld von »Gebundenheit und Freiheit« auseinanderfällt. Heimat im Sinne eines Lebens im Gleichgewicht gibt es somit nicht als Fixpunkt, sondern nur in der »Rastlosigkeit unablässigen Tuns«. ⁵²

Blicken wir zurück auf unsere Fallstudie aus dieser durch Schwartz und Plessner eröffneten analytischen Perspektive, so erscheint sie als Reservoir für die kulturschaffende Wirksamkeit von Heimatsehnsucht. Die Frage nach der Einschulung des Kindes und der Verantwortungsnahme für die alternden Großeltern, aber auch das selbstverantwortliche Eingeständnis einer gewissen Sättigung am Leben im globalen »hyper-space«, die letztlich zur mutigen Entscheidung darüber führen, wo man in naher Zukunft *wirklich* hingehören will, und nicht zuletzt die dieser Entscheidung nachfolgende harte Arbeit am Umarbeiten von Berlin als einer Wohnadresse mit guter Infrastruktur hin zu einem Ort des nachhaltigen »Einwohnens« – all dies sind Puzzleteile zu einer »ethnography of homesickness« ⁵³ im Sinne von Schwartz. Insbesondere die Hintergründe zur Entstehung des oben erwähnten English-Speaking Football Club verdeutlichen die Anstrengungen, der es gelegentlich bedarf, damit Boden unter die Füße kommt. Stefan berichtet hierzu:

»Erst hieß es, wir haben keinen Platz für ihr Projekt, noch einen Fußballverein braucht es im Stadtteil nicht. Das hat dann aber gerade in uns den Kampfgeist geweckt. Und wir haben dann alles möglich in Bewegung gesetzt, waren beim ame-

50 J.M. Schwartz: In Defense of Homesickness, S. 11f. [Herv. J.D.].

51 Plessner, Helmuth: Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie, Berlin: de Gruyter 1975, S. 309f.

52 Ebd., S. 316f., 320 u. 343.

53 J.M. Schwartz: In Defense of Homesickness, S. 14.

rikanischen Botschafter. Und der meinte dann »great let's do it, let's found an English-speaking soccer club«. Das hat uns dann praktisch die Türen hier geöffnet.«

Daniela und Stefan sind sich einig, dass ein Scheitern des Projekts möglicherweise zur Umkehr nach London geführt hätte. Wir können hier in Weiterführung der Plessnerschen Gedanken von »soils of significance«⁵⁴ sprechen, die für das Fußfassen an einem neuen Ort entscheidend sind, und so aufkommende Nostalgie für vergangene Zeiten und Orte unterdrücken. Zum einen, weil diese »soils of significance« im wahrsten Sinne des Wortes in einem neuen Umfeld erst den Platz schaffen, auf dem eigene Spuren hinterlassen werden können. Und zum anderen, weil sich in ihnen physische und emotionale Aspekte der Lebensführung gegenseitig Halt geben. Einmal in die Welt gesetzt, verpflichtet der English-Speaking Football Club zum Weitermachen und Bleiben, und beseitigt Restzweifel an der getroffenen Entscheidung für Berlin als zukünftiger Heimat.

Es deutet sich hier aber auch der andere wichtige, sich von Schwartz und Plessner herleitende Aspekt in der Differenzierung von Nostalgie und Heimatsehn sucht an: Heimat ist denjenigen, die sie suchen, nur über das »Schaffen klarer Verhältnisse« zu ihren Mitmenschen möglich. Wollen wir auch hier an den anthropologisch-philosophischen Kern dieser Behauptung, so sind wir auf die von Alfred Schütz in seinem Aufsatz *Der Heimkehrer* gemachten Überlegungen zur »formalen Struktur sozialer Beziehungen« verwiesen, in deren Zentrum das Problem der »Rekursivität«⁵⁵ steht. Gemeint ist damit die ganzheitliche Wiederanknüpfungsfähigkeit an die durch unhinterfragte Selbstverständlichkeiten garantierte Normalität des Gruppenalltags, so als wäre »das Leben der Anderen ein Teil [der] eigenen Autobiografie«. Nur so kann es gelingen, die unweigerlichen Zeiten der Abwesenheit lebensweltlich zu kompensieren, also mit der Beziehung »so fortzufahren, wie wenn es keine Unterbrechung gegeben hätte«. Der Konjunktiv deutet es an: Für die Rekursivität lebensweltlicher Beziehungen »gibt es natürlich keine Gewissheit, sondern nur die Chance«. Schütz spricht gar vom lebensweltlichen »Schock«, den der Heimkehrer erleidet, wenn letztlich realisiert wird, dass durch die Nachwirkungen der Abwesenheit selbst mit den Wohlgesinnten die alte Intimität und Vertrautheit nicht wiederhergestellt werden kann.⁵⁶

Daniela und Stefan erfahren eine solche Situation mit den eigenen Eltern. Vordergründig geht es dabei um das Nichtnachvollziehenkönnen dessen, was die bei-

54 E. Hoffmann zit. in Ahmed, Sara/Castañeda, Claudia et al.: »Introduction: Uprootings/Regroundings: Questions of Home and Migration«, in: Dies. (Hg.), *Uprootings/Regroundings: Questions of Home and Migration*, Oxford: Routledge 2003, S. 1–19, hier S. 9.

55 Schütz, Alfred: »Der Heimkehrer«, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag: Nijhoff 1972, S. 70–84, hier S. 75f. [Herv. J.D.].

56 Ebd., S. 71 u. 79.

den aus ihrer Sicht in London erreicht haben. Denn die von den Eltern angelegten »normalen« Kriterien des Karriere- und Lebenserfolgs, wie zum Beispiel einer gut-bezahlten Festanstellung, gehen aus Sicht der beiden an dem vorbei, was tatsächlich erreicht wurde. Stefan erinnert hierzu:

»Also sie glauben zwar zu wissen, was ein Freiberufler ist, denken dabei aber an Einjahresverträge, die immer wieder verlängert werden. Im Prinzip völlig verständnislos dafür, also dass wir in unseren Jobs im Grunde auf so einem Level schon waren, dass wir mit der freien Welt und ihren Herausforderungen schon viel besser zurechtgekommen sind, und dabei aber auch so ne Freiheit kennenlernen haben, dass du das Bewusstsein entwickelst, egal was passiert, you'll be ok, you'll be fine.«

Im Subtext geht es in diesen Familiengesprächen immer wieder um die Frage des Aufbruchs 1989 und um die nachfolgenden biographischen Weichenstellungen, die Stefan so zusammenfasst: »Wie hältst du es mit der Wende? Bist du Opfer oder Akteur, siehst du dich als Gewinner oder Verlierer?« Rekursivität misslingt hier also nicht nur aufgrund des Abstands zwischen den lebensweltlichen Normalitäten der globalen Metropole und der ostdeutschen Provinz, sondern weil immer auch unterschiedliche post-sozialistische Lebensentwürfe und ihre Legitimität zur Debatte stehen. Für Daniela und Stefan sind die beiden zur Debatte stehenden Lebensentwürfe aber nicht gleichberechtigt, sondern stehen im Verhältnis von Zukunft und Vergangenheit. In der Selbstwahrnehmung der beiden, auch das deutet die vorangehende Interviewsequenz an, sind sie als Pioniere des »new individualism« ihrer Zeit voraus, oder genauer gesagt, aus der Zukunft in die Vergangenheit zurückgekehrt. Sie haben sich in einer neuen Welt der freien Konkurrenz und prekären Arbeitsverhältnisse durchgesetzt und sind zurückgekehrt in eine alte Welt der wohlfahrtsstaatlichen Absicherung und der Normalarbeitsverhältnisse.

Dass die eigenen Eltern diese Selbsttheroisierung nicht teilen, ist eine enttäuschende Erfahrung. Dass nun aber dieser avantgardistische Lebensentwurf im Prozess der Repatriierung⁵⁷ unweigerlich auch unter die Bewertungsmaßstäbe ebener Institutionen gerät, die das überkommene Lebensmodell stützen, entbehrt nicht einer gewissen Ironie der Post-Transformationsgeschichte.⁵⁸ So ist denn in den Erinnerungen von Daniela der ironische Unterton auch deutlich zu spüren:

57 Hier als Wiederherstellung des vollen Staatsbürgerschaftsstatus zu verstehen.

58 Hier in doppeltem Sinne gemeint: zum einen als Re-Normalisierung der Biographie der Pionermigranten nach der biographischen Transformationsphase des Austestens globaler Optionsräume; zum anderen aber auch als Rückkehr in eine ostdeutsche Gesellschaft, die (zeitgleich am Beginn des neuen Millenniums) in eine dritte Phase der normalisierenden »Post-Transformation« eintritt, nachdem sie die Phase der »Transition« (holistischer Institutionentransfer und Elitenaustausch) und der »Transformation« (Erprobungsphase mit latenter Un-

»Also verfahrenstechnisch für Deutschland haben wir ganz viel falsch gemacht. Ich hab zum Beispiel, also ich war dann auf der Rentenversicherung, um die Rentenpunkte da nachtragen zu lassen, naja, und da hab ich halt erfahren, es war ganz dumm, das Kind in England zur Welt zu bringen und nicht in Deutschland. Das heißt, die Erziehungszeit wird nicht angerechnet. Und es war auch ganz dumm, eh, als Freiberuflerin da zu arbeiten und sich nicht arbeitslos zu melden und als arbeitslose Mutter in Deutschland geführt zu werden.«

Nach der Lebenswelt, exemplarisch verdeutlicht an der misslingenden Rekursivität im Milieu der Familie, verweigert also auch die Post-Transformationsgesellschaft, vertreten durch ihre Institutionen, die normative Gefolgschaft gegenüber dem Lebensmodell des ›new individualism‹. Stattdessen wird die Selbstheroisierung der Globalisierungsplioniere bürokratisch-nüchtern auf defizitäre Individualität zurückgestutzt. Erstaunlich ist es, dass als Reaktion darauf nicht Nostalgie für die Londoner Vergangenheit gehegt wird. Stattdessen tritt uns aus dem Narrativ des hier vorliegenden Falles ein anderer Affekt entgegen. Dort, wo die Glorifizierung des am ›new individualism‹ ausgerichteten Lebensmodells nicht geteilt wird, spricht das Ressentiment gegenüber dem von Stefan so bezeichneten »Durchschnittsmenschen« eine deutliche Sprache:

»Die haben alle nichts erfahren in ihrem Leben, weil sie vielleicht auch zu lange im Osten gelebt haben, ja, dass am Ende du die Möglichkeit hast, dass, also dich selber, zu bestimmen, Du auch die Wahl hast, das zu machen, und ja, es hängt von dir ab, du musst halt nich da drin bleiben, nur weils so is. Und dann vielleicht auch weil se nich unbedingt so Freigeister sind wie wir vielleicht, wo du sagen würdest, naja scheissegal, Rente... Ich überleg mir dann schon was...«

»Ressentiment« zeigt sich hier, mit Max Scheler verstanden, als emotionale Reaktion auf etwas, das die eigene Gesinnung in Frage stellt, oder zumindest die ihr zugrundeliegende Wertordnung herausfordert.⁵⁹ Besonders stark kommt Ressentiment zur Geltung, wenn diese Herausforderung von Personen ausgeht, deren Anerkennung, Zuneigung oder gar Liebe man eigentlich möchte. Dann ist Ressentiment Teil der inneren Abkehr von ebendiesen, indem sie durch das Ressentiment als eigentlich gar nicht ›liebens-würdig‹ projiziert werden.⁶⁰ Der Heimkehrer, dem die Heimat die unbedingte Wiederaufnahme verweigert oder erschwert oder nur

gewissheit über deren Gelingen) durchlaufen hat; vgl. zu diesem Dreischritt Holtmann, Everhard: »Signaturen des Übergangs«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 28 (2009), S. 3–9.

59 Vgl. Frings, Manfred S.: Max Scheler: A Concise Introduction into the World of a Great Thinker, Pittsburgh, PA: Duquesne U.P. 1965, S. 82.

60 Ebd., S. 91.

um den Preis des scheinbaren Verrats an der eigenen Gesinnung gestattet, empfindet Ressentiment als diffuses Gefühl, das sich gegen konkrete Personen wie die Eltern, aber eben auch gegen die Gesamtgesellschaft, sprachlich symbolisiert durch den »Durchschnittsmenschen«, richten kann.

5. Fazit

Leben wir in einem Zeitalter der Nostalgie, in dem sich die Vorzeichen von Hoffnung und Enttäuschung in Bezug auf Zukunft und Vergangenheit umkehren, resultierend in einer globalen »Retrotopia«?⁶¹ Diese von Zygmunt Bauman aufgeworfene rhetorische Frage wäre aus der – zugegebenermaßen begrenzten – »Erkenntniskraft des (hier vorliegenden) Fragments«⁶² zu verneinen. Zum einen, weil durch die von Jonathan Schwartz inspirierte Differenzierung zwischen Nostalgie und Heimatsehnst klar wird, dass vieles, was uns zunächst als Nostalgie erscheinen mag, in seiner Intentionalität von konkreter Utopie einer nach vorne gerichteten Heimatsehnst getragen wird. Zum anderen, und darauf macht Bauman selbst aufmerksam, kann Nostalgie nur als Mitglied einer erweiterten Familie von Affekten betrachtet werden.⁶³ Wiederum aus der »Erkenntniskraft des (hier vorliegenden) Fragments« heraus drängt sich als ein solcher Affekt das Ressentiment auf. Auch aus anderen Kontexten der Analyse der Gegenwartsgesellschaft wird mit Nachdruck auf eine »Globalization of Resentment«⁶⁴ verwiesen. Insbesondere der ambivalente Charakter dieses Affekts dürfte für einen nachhaltigen »affective turn« in der Analyse der Gegenwartsgesellschaft von Interesse sein. Denn Ressentiment verweist zum einen auf erlittene Zurücksetzungserfahrungen und Teilhabedefizite und ist deshalb legitimer und beachtenswerter Teil des emotionalen Haushalts einer Gesellschaft. Ressentiment trägt in der Konsequenz aber auch Potential zur Korrosion des gesellschaftlichen Gewebes, wenn es bestenfalls mit innerem Rückzug einhergeht oder sich im schlechtesten Fall in offenem Zorn und Gewalt entlädt.⁶⁵ Bei der Begründung für die Globalisierung des Ressentiments wiederum sind wir wieder ganz bei Bauman, denn hier haben Nostalgie, Heimatsehnst und Ressentiment eine gemeinsame, in der »human condition« liegende Quelle:

61 Bauman, Zygmunt: *Retrotopia*, Cambridge: Polity 2017.

62 Vgl. hierzu Schlögel, Karl: *Go East: oder Die zweite Entdeckung des Ostens*, Berlin: Siedler 1995, S. 13.

63 Ebd., S. 3.

64 Brighi, Elisabetta: »The Globalization of Resentment: Failure, Denial, and Violence in World Politics«, in: *Millennium – Journal of International Politics* 3 (2016), S. 411–432.

65 Wir verzichten hier auf weitere Differenzierungen zwischen *Ressentiment* und *resentment* in ihren engl. und dt. Bedeutungen bzw. ihren an M. Scheler bzw. Fr. Nietzsche orientierten Ausdeutungen.

»the *optionality* of human choices«⁶⁶. Dies gilt für jede moderne Gesellschaft, in der »Lebens-Führung« im Plessnerschen Sinne zunehmend in entsicherten Verhältnissen stattfindet. Dies trifft aber vielleicht in noch höherem Maße auf Post-Transformationsgesellschaften zu, in denen durch die Verwirbelung von nachholler Modernisierung und Globalisierung die Amplitude zwischen geweckten Hoffnungen und enttäuschten Erwartungen besonders groß ausfallen kann. Der hier unternommene prismatische Einblick in einen besonderen gesellschaftlichen Kontext deutet an, dass dies auch diejenigen betreffen kann, die nach äußeren Maßstäben zu den Erfolgreichen dieser Umbruchphase zählen würden.

66 Z. Bauman: *Retrotopia*, S. 3 [Herv. i.O.].

